



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Richard Wagner und die "nationale Bewegung" in Berlin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Richard Wagner und die „nationale Bewegung“ in Berlin.



ie Aufführungen des „Nibelungenringes“ im Berliner Victoria-theater oder, wie die Adepten des Meisters sagen, die „Tage der Weihe“ liegen hinter uns. Für einige Wochen war wieder einmal die Musik in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. Kein andres Ereigniß vermochte sich neben Wagners Nibelungen zu behaupten: weder die Manifeste der russischen Nihilisten, noch die Hamburger Zollanschlußfrage, noch die „nationale Bewegung gegen die fremden Elemente in unserm Staatskörper.“ Nur der Streit um das neue Rubensbild, der durch den Verweis des Cultusministers an den Director der Kunstakademie, Anton von Werner, wieder entfacht worden ist, fand neben dem musikalischen Ereigniß noch geneigte Hörer. Sollte diese Erscheinung eine rein zufällige sein? Sollten ihre Wurzeln nicht tiefer liegen? Sollte in unserm Publicum, d. h. in demjenigen Theile des Volkes, welches auf die öffentliche Meinung bestimmend einwirkt, nicht eine große Uebersättigung an allem, was mit der Politik zusammenhängt, immer weiter um sich greifen? Die endlosen Debatten der „berufsmäßigen Parlamentarier,“ welche der Kanzler so hübsch persiflirt hat, tragen sicherlich den größten Theil der Schuld an dieser — an und für sich beklagenswerthen — Indifferenz gegen die Vorgänge des politischen Lebens. Man ist der rhetorischen Fechterkunststücke in den Parlamenten, die oft genug durch einen genialen Schachzug desjenigen, dem die Fortschrittspartei nur noch gewisse Verdienste auf dem Gebiete der auswärtigen Politik lassen will, in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt worden, schneller müde geworden, als den Herren lieb ist. Diese Indifferenz ist der parlamentarischen Opposition vielleicht weit gefährlicher als die heftig befehdenen „Wahlreden“ des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Die Zeitungen, welche Fühlung mit ihrem Publicum haben, sind auch längst dahinter gekommen, daß das Interesse an den Kammerdebatten immer mehr im Abnehmen begriffen ist und daß sie ihren Raum besser verwerthen können, als wenn sie fortfahren, die Reden der parlamentarischen Größen in ermüdender Ausführlichkeit wiederzugeben. Der Parlamentarismus in Deutschland ist noch viel zu jung, um schon zu jener hervorragenden Stellung im öffentlichen Interesse gelangt zu sein, welche er z. B. in England errungen hat. Es ist überhaupt noch sehr die Frage, ob das deutsche Volk, wir wollen nicht sagen eine gleiche Begabung, Grenzboten II. 1881.

so doch eine gleiche Empfänglichkeit für das parlamentarische Leben besitzt wie das englische.

Solche Erscheinungen müssen in Betracht gezogen werden, um die lebhafteste Bewegung zu erklären, welche die Aufführung der Nibelungentrilogie — sechzehn Vorstellungen bei ungewöhnlich hohen Preisen vor stets vollen Häusern — hervorgerufen hat. Berlin ist zwar von jeher eine musikkfreundliche, wenn auch nicht gerade eine musikalische Stadt in dem Sinne wie Wien gewesen. Es hat ganze Jahrzehnte gegeben, in welchen die Musik gleichbedeutend mit dem öffentlichen Leben war, die beiden Jahrzehnte namentlich nach den Freiheitskriegen, in welchen nur noch musikalische Fragen die bis zum Tode ermattete oder richtiger künstlich in den Schlaf gelullte Gesellschaft aus ihrer Lethargie aufrütteln konnten. Es war jene Epoche, welcher Schlegel und Tieck die geistige Signatur verliehen haben, jene Zeit, in welcher sich die Berliner Gesellschaft von Henriette Herz und Rahel Levin den Ton angeben ließ und die um Barnhagen von Ense gruppierte Clique, deren jämmerliches Treiben noch immer nicht nach Gebühr erkannt worden ist, die ästhetischen Parolen ausgab. In dieser Zeit des allgemeinen „Gefühlsdusels“ — das sonst so abscheuliche Wort trifft hier den Kern der Sache — war die Musik die Alleinherrscherin im Reich der Künste, im Reiche der Mode und des Tagesgeschmacks. Damals feierten Henriette Sonntag, Paganini, Die Bull, Franz Liszt, Jenny Lind und die Schwestern Milanollo Triumphe, deren Berichte wir heute mit Staunen und Kopfschütteln lesen. Ein fast an den Wahnsinn grenzender Enthusiasmus hatte alle Welt und nicht zum mindesten die Kreise der Berliner Gesellschaft ergriffen. Szenen abenteuerlichster Huldigungen, wie sie sich damals abspielten, kommen heute nur noch in den Städten des amerikanischen Westens bei den Gastspielen reisender Virtuosen vor.

Die Revolution von 1848 erzeugte auch nach dieser Richtung eine gewisse Reaction, welche in dem Grade zunahm, als die Ereignisse auf dem Welttheater immer dramatischer und katastrophenartiger wurden und Berlin seinen provinziellen Charakter verlor und den einer Weltstadt anzunehmen begann. Die musikalischen Zirkel wurden enger und enger, je mehr sich der allgemeine Gesichtskreis erweiterte, und die speciellern Musikfreunde schlossen sich zu stillen Gemeinden zusammen, welche in dem Meer einer Großstadt kleine Inseln bildeten. Ab und zu stieg wohl aus diesen Kreisen eine Blase an die Oberfläche empor, aber sie zerplatzte schnell, ohne eine tiefere Bewegung in dem Wellengekräusel hervorzu-rufen. Zwar haben wir auch noch in der neuesten Zeit, nach den Tagen von Königgrätz und Sedan, die uns doch gelehrt haben sollten, welche Personen und welche Gedanken der höchsten Begeisterung würdig sind, Abende erlebt, an welchen die Wogen des Musikenthusiasmus alle Grenzen zu überschreiten drohten. Die

Lucca, Etella Gerster und Adelina Patti sind die Objecte einer oft maßlosen Vergötterung gewesen. Aber die größern Kreise des Publicums sind diesem neuen Cultus fern geblieben, und Fanatiker, die Pferde ausspannten oder sich in den abgelegten Handschuh einer „Diva“ theilten, wurden der Lächerlichkeit preisgegeben.

Eine wesentlich andre Physiognomie hat die musikalische Bewegung und Erregung angenommen, welche sich an den Namen Wagner knüpft. Obwohl Wagner auch in Wien eine große Gemeinde von Andächtigen zählt, ist Berlin von jeher der Mittelpunkt des Wagnerthums, die Hochburg der Wagnerianer gewesen. Hier hat der Meister seine erbittertsten Gegner, hier seine einflußreichsten Protectoren, seine begeistertsten Vorkämpfer gefunden. Es ist interessant, einen Blick auf dieses Parteigetriebe zu werfen, den Schleier von diesem Gewebe sich kreuzender und doch wieder in einander fließender Interessen ein wenig zu heben.

In der Opposition gegen Wagner spielt das Judenthum, welches dem Meister seine Angriffe gegen Mendelssohn und Meyerbeer, seine Axiome über die Unfähigkeit der jüdischen Rasse zu künstlerischen Productionen niemals verzeihen kann, die hervorragendste Rolle. Alle Witzblätter, welche von jüdischen Journalisten geschrieben werden oder von solchen, die mit dem Fortschritt und infolge dessen auch mit dem Judenthum sympathisiren, haben seit der Enthronung Napoleons III. Wagner und die Wagnerianer zur hauptsächlichsten Zielscheibe ihrer satirischen Pfeile gemacht. Die Berliner Poffenfabrikanten, welche seit Kalisch, dem „Vater der Berliner Poffe,“ wie er von seinen Lobrednern genannt wird, obwohl er die Stoffe zu seinen fadenscheinigen Werken aus Frankreich und Oesterreich importirt hat, stets den radicalen und herostratischen Leidenschaften der Menge geschmeichelt haben, wurden nicht müde, Wagner und seine Kunst in Couplets, Gesangsparodien und musikalischen Quodlibets zu verhöhnen. Es mag ein Zufall gewesen sein, daß sich diese Poffenschreiber meist aus dem Judenthum rekrutirten; aber es wurde dies ein Factor mehr, welcher die Abneigung der engern Wagnergemeinde gegen das Judenthum verstärkte. Der Meister selbst that alles mögliche, um den Gegnern die Sache leicht zu machen. Zu den barocken Eigenthümlichkeiten seines Wesens, welche der satirischen Ausbeutung auf halbem Wege entgegenkommen, gesellte sich die ebenso maßlose wie ungeschickte Selbstverherrlichung in den „Bayreuther Blättern,“ die pfäffische Intoleranz gegen Andersdenkende und Andersstrebende und der Terrorismus gegen die Bühnenvorstände, welche sich nicht zu einer völlig intakten Aufführung des Nibelungenringes aus praktischen Gründen verstehen wollten. Zu den letztern gehört auch der Intendant der königlichen Schauspiele in Berlin, der vielleicht auch noch aus andern Ursachen dem Bayreuther Meister nicht gewogen war.

In Berlin wollte und konnte man es nicht vergessen, daß sich Richard Wagner an der Revolution betheiligt, mag er nun auf oder hinter den Barrikaden gestanden haben. Erst nach Jahrzehnten gelang es dem liebenswürdigen Enthusiasmus einer hohen Dame, der Gattin eines hohen Beamten des königlichen Hauses, durch Propaganda in Wort und That die Antipathien, welche in höhern und höchsten Kreisen gegen Wagner geherrscht haben mochten, zu überwinden, und so wurde allmählich aus der viel bespöttelten „Zukunftsmusik“ eine Musik, an der sich die Gegenwart immer lebhafter betheiligte. Das Haus jener Dame wurde der Mittelpunkt eines begeisterten Wagnercultus, in welchem jeder freundlich willkommen geheißen wurde, der zu den Wissenden der neuen Mysterien von Eleusis gehörte. Daß die Wagnergemeinde gerade in dem „Börsencourier“ und seinen jüdischen Redacturen ihre publicistische Vertretung fand, ist ein Zusammenreffen, welches jene sich kreuzenden Fäden, von denen wir oben sprachen, noch verwirrt macht. Der Kunstbegeisterung der Redacteurs des „Börsencourier“ wird jedenfalls dadurch ein ehrenvolles Zeugniß ausgestellt, daß sie dem Meister trotz seiner antisemitischen Tendenzen mit rührender Anhänglichkeit und Selbstlosigkeit treu blieben und der Sache Wagners mit größter Uneigennützigkeit ihre kostbaren Dienste widmeten. Ihrer unermüdlichen, sozusagen ambulanten Agitation ist es zu danken, daß selbst in den schwierigsten Zeiten der Eifer und die Theilnahme für die musikalische Mission des Meisters rege gehalten wurde. Auch das früher gefürchtetste und gelesenste Wigblatt Berlins, der „Kladderadatsch“, ein Blatt übrigens, dessen Anfänge und erste Blütheperioden nur im Judenthum wurzeln, während es gegenwärtig von christlichen Journalisten redigirt wird, nahm eine freundliche Stellung zu Wagner ein, da sein spiritus rector ein begeisterter Anhänger des Meisters ist.

Noch bei der Aufführung der „Meisterfänger“ trugen die Amysten d. h. die Ungeweihten einen lärmenden Sieg davon, der auf Hauschlüsseln und andern ebenso unmusikalischen Instrumenten ausgejubelt wurde. Das war jedoch nur ein Pyrrhussieg. Denn die Scandale wiederholten sich nicht, und so oft heute die „Meisterfänger“ zur Aufführung gelangen, so oft ist ein ausverkauftes Haus zu verzeichnen. Zur Zeit der Bayreuther Aufführungen der Nibelungen-Trilogie stand die Mehrzahl der Berliner Journale und Journalisten dem Wagnernthum feindselig oder doch kühl gegenüber, Paul Lindau an der Spitze, der damals noch in Opposition machte und für einen gewissen Theil der Presse tonangebend war. Neuerdings scheint auch er sich einer mildern Richtung angeschlossen zu haben, was man daraus schließen zu können glaubt, daß kein Blatt sich so lebhaft des großen Dichters annimmt, kein Blatt so gut über seine Absichten, seine Reisen und die einzelnen Entwicklungsstadien seiner Theaterstücke bis auf die

Krisen in der schwierigen Wahl der Titel orientirt ist wie gerade der „Börsencourier.“ In den Bayreuther Tagen also verhielt sich die öffentliche Meinung, so weit sie durch die Berliner Presse repräsentirt wurde, gegen Wagner und seine Bestrebungen überwiegend feindlich oder höhnisch ablehnend. „Ulk“ und „Wespen“ wetteiferten mit einander in der gröblichsten Verspottung des Meisters in Wort und Bild, und der letztre hatte nichts eiligeres zu thun, als in Bayreuth wieder nach allen Seiten seine bekannten Ecken und Schärpen hervorzukehren und Freund und Feind gleich kräftig und nachdrücklich vor den Kopf zu stoßen.

Aber es muß doch etwas gewaltiges, unwiderstehlich bezwingendes in seiner Musik liegen! Wie schnell wurden die Bayreuther Unbilden und Kränkungen vergessen, und wie mächtig wuchs in den wenigen Jahren, welche zwischen damals und heute liegen, die Schaar der Wagnerianer heran! „Es muß ein wunderbares sein,“ was den treibenden Motor dieser erstaunlichen Bewegung bildet. Tagtäglich predigt ein großer Theil der Presse einen „Kreuzzug“ gegen Wagner, aber der deutsche Michel, der sich sonst so gern ins Schlepptau nehmen und andre für sich denken läßt, bleibt in diesem einen Punkte eigensinnig.

Im verflossnen Jahre ist nun noch ein anderer Factor hinzugetreten, welcher die Bewegung sehr wesentlich verstärken half — die antisemitische Agitation oder die „nationale Bewegung,“ wie die einen, „die größte Schmach unsers Jahrhunderts,“ wie die andern sagen. Da wir hier nur die Beobachtungen eines unbetheiligten Zuschauers wiedergeben, der nicht die geringste persönliche Ursache hat, Anti- oder Philosemit zu sein, wenn er auch gerade kein Türke ist, so wollen wir nicht weiter untersuchen, welche von beiden Bezeichnungen die richtige für eine culturhistorische Erscheinung ist, der von den Fanatikern in beiden Lagern vielleicht eine zu große Bedeutung beigelegt wird. Daß Wagner in diese Bewegung hineingezogen worden ist, mag ursprünglich wohl nur einem Zufall zuschreiben sein. Dr. Förster, welcher, wie bekannt, an der Spitze derselben steht, ist ein enthusiastischer Wagnerianer. Er hat Wagner mit der von ihm hervorgerufenen Bewegung identificirt und dem Meister und seiner Kunst eine hervorragende Stellung in dem „politischen Programm“ angewiesen, auf Grund dessen er unsre so überaus beklagenswerthen Zustände gründlich zu reformiren gedenkt. Ob auch die Juden auf dem Wege der Gesetzgebung von dem Genuß Wagner'scher Opern ausgeschlossen werden sollen, ist nicht direct gesagt. Es scheint aber ein ähnliches nicht ganz unerwünscht zu sein, da Förster aus dem ältern Wagnerverein ausgeschieden ist und mit Hilfe einer gleichgesinnten SeceSSION einen neuen gegründet hat, von welchem selbstverständlich semitische Elemente nicht mit offenen Armen aufgenommen werden. Infolge dieser und anderer vorausgegangner Ereignisse sah sich der „Börsencourier“ in die für ihn jedenfalls sehr peinliche Lage

versetzt, einen ehemaligen Protégé aufgeben zu müssen, über dessen Reden im „Wagnerverein“ er früher, als Förster die antisemitischen Krallen noch in den Rockärmeln verborgen hielt, mit Eifer, Fleiß und Lobeserhebungen referirt hatte. Setzt ist ihm Dr. Förster der Inbegriff aller Satanskünste, der größte Schädiger und Feind der guten d. h. der Wagner Sache.

Mit Förster bemächtigten sich auch seine Kampfgenossen, Dr. Henrici, Herr Liebermann von Sonnenberg und selbst Herr Ruppel, nach der Schilderung des „Börsencouriers“ eine der schwärzesten Persönlichkeiten unsres Zeitalters, des heiligen Bayreuther Mysteries, um es unter die Menge zu bringen, und es ist wirklich die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß die Agitationen und Vorträge dieser Männer, denen allen, man mag von ihnen halten, was man will, die Gabe des Volksredners in reichem Maße zur Verfügung steht, von starkem Einfluß auf die Wagnerbewegung gewesen ist. Dabei denken wir nicht so sehr an die vielen Tausende, welche ihren Versammlungen persönlich beizuhocken, als an die noch größere Zahl derer, welche nur die Berichte über dieselben in den Zeitungen lesen und sie im stillen gut heißen, ohne sich vorsichtiger Weise selbst in einer Bewegung zu exponiren, von der man noch gar nicht weiß, wie sie ablaufen kann, wenn die erste Hitze verraucht sein wird. Wenn der „Börsencourier“ in seinem letzten Ziele nur der Sache Wagners dienen will, so thut er Unrecht, Bundesgenossen, die ihm sonst so obdös sind, zurückzuweisen. Es ist doch nicht zu unterschätzen, wenn Herr Ruppel in seiner „Ostendzeitung,“ die, wie der Name besagt, die Kulturträgerin für den äußersten Osten Berlins sein soll und deren Einfluß gewiß noch bis Friedrichsberg und Lichtenberg reicht, in begeisterten Worten den Bewohnern jener sonst so vernachlässigten Gegend die Schönheit und Großartigkeit des Nibelungenringes kund thut.

Man sieht also, daß über den streitenden Parteien ein höheres steht, in welchem sie sich friedlich die Hände reichen könnten, wenn sie wollten. Ab und zu gießt freilich der Meister selbst einen Tropfen Del in Feuer, wobei er sich allerdings diplomatischer benimmt, als es früher seine Gewohnheit war. So konnte neulich aus einem Artikel Wagners in den „Bayreuther Blättern,“ welcher kurz vor den Nibelungenaufführungen in Berlin erschien, zugleich eine Verurtheilung der antisemitischen Bewegung und eine neue Absage gegen das Judenthum herausgelesen werden, ein Doppelsinn, der dann auch von den Blättern der verschiednen Parteien fructificirt worden ist.

So ungefähr hatte sich die Wagnerbewegung in ihren äußerlich erkennbaren Zügen gestaltet, als die Aufführungen des Nibelungenringes im Berliner Victoria-theater ihren Anfang nahmen. Wagner selbst hatte seinen Besuch zugesagt, und einige Tage früher war er schon durch seinen Kometen, Franz Liszt, angekündigt

worden. Wir haben den letztern oben unter denjenigen Virtuosen genannt, welche in Berlin vor Jahrzehnten rauschende Triumphe erlebt haben. Als Liszt 1839 seine große Reise durch Europa begann und dabei auch Berlin berührte, wurden ihm die glänzendsten Ehrenbezeugungen zu Theil. Man lief, daß die Studenten ihm zu Ehren eine Schlittenpartie veranstalteten, daß die Straßensjungen auf die Bäume kletterten, um den Gefeierten des Tages besser zu sehen, daß die Damen sich darnach drängten, aus dem Wasserglase zu trinken, welches seine Lippen berührt hatten u. dgl. m. Als er dann zum zweiten Male nach Berlin kam, war der Enthusiasmus schon verraucht, und seine Aufnahme war eine ziemlich kühle. Auch in diesem Jahre hat er keine nachhaltige Begeisterung hervorgerufen, obwohl ihm zu Ehren die reife Frucht seines Alters, sein Oratorium „Christus,“ aufgeführt wurde. Das Gros der protestantischen Bevölkerung bleibt seiner geistlichen Musik gegenüber innerlich fremd, und es war nur eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde, welche dem Apostel Wagners ihre warme Anerkennung darbrachte. Es geht mit der geistlichen Musik in unserm Jahrhundert, wenigstens in seiner zweiten Hälfte, wie mit der religiösen Malerei. Für beide Offenbarungen verschiedner Künste ist in dem überwiegend protestantischen Norden Deutschlands mit der Produktionsfähigkeit zugleich die Genußfähigkeit ausgegangen, ohne daß man das Recht hätte, diese Erscheinung aus der Abnahme des religiösen Sinnes zu erklären. Der Materialismus hat durchaus nicht diejenigen Fortschritte gemacht, von welchen die Eiferer sprechen. Ein Blick in die Kirchen Berlins an hohen Festtagen lehrt aufs deutlichste, daß das religiöse Bedürfniß nach wie vor tief im Volke wurzelt. Daß der Kirchenbesuch an den gewöhnlichen Sonntagen nicht so stark ist, wie ihn die Geistlichkeit wünscht, ist andern Gründen zuzuschreiben als dem Wachsthum der Irreligiosität. Die Bedürfnisse der Großstadt, unter denen die Vergnügungssucht allerdings eine wichtige Rolle spielt, sind so groß, daß eine sechstägige Arbeit kaum ausreicht, sie zu befriedigen, und daß die höher bezahlte Sonntagsarbeit ergänzend hinzutreten muß. Auch ist vielleicht momentan nicht ganz ohne Gewicht der Umstand, daß Berlin keinen Kanzelredner besitzt, dessen oratorische Leistungen besonders hervorragend sind. Wenn sich einmal auch ein „Freidenkerverein“ bildet, wie es kürzlich in Berlin geschehen ist, so darf man daraus noch keinen Schluß auf die gesammte Bevölkerung ziehen. Solche Elemente werden sich in einer Millionenstadt immer beisammen finden, und in dem concreten Falle ist es gewiß charakteristisch, daß der Verein von Juden oder, vorsichtiger ausgedrückt, von „israelitischen Mitbürgern“ und einigen radicalen Journalisten gegründet worden ist.

Während Liszt bei weitem nicht allgemeine Theilnahme fand, wurde sie Wagner in einer Freund und Feind gleichmäßig überraschenden Weise entgegen-

getragen. Schon die ersten Aufführungen sicherten nicht nur die finanzielle Seite des Unternehmens, sondern brachten dem „Meister“ und den Sängern die glänzendsten Triumphe, die großartigsten Ovationen ein. Einer so imposanten Manifestation der öffentlichen Meinung vermochten sich die angeblichen Vertreter derselben nicht zu entziehen. Wie mit einem Schlage verstummte die Opposition in der Presse. In sichtlicher Bestürzung und Verwirrung wurde zum Rückzug geblasen, da man es mit den „geschätzten Abonnenten“ nicht verderben konnte und wollte, und selbst die kleine Zahl unversöhnlicher Gegner, die ohne weiteres nicht mit ihrer Vergangenheit zu brechen wagten, beschränkte sich auf eine ruhige, sachliche Kritik, die eine verletzende Färbung sorglich vermied. Von Cyklus zu Cyklus wuchs die Begeisterung, Schaaren bekehrter Gegner gingen in das Lager der Wagnerianer über, und mit einem Schlage hat die Wagnerbewegung das Gepräge des Lächerlichen und Uebertriebenen, welches ihr theils von gegnerischer Seite aufgedrückt worden war, theils wirklich anhaftete, verloren. „Es muß ein wunderbares sein“ — ernsthaft, ruhige Männer, welche jeder Ueberschwänglichkeit abhold sind, sprechen in einem Athem von Goethe und Wagner, von Faust und dem Nibelungenringe. Dort wie hier seien die höchsten Probleme der Menschheit, die unsre geistige Welt beherrschenden Ideen behandelt und gelöst worden.

Wagners Auftreten war ausnahmsweise ein sehr diplomatisches. Weder durch sein Costüm, noch durch sein Gebahren forderte er die Spottlust heraus. Liebenswürdige Bescheidenheit und ein beständiges Ablenken der ihm zugehenden Ovationen auf die ausführenden Künstler war diesmal der Grundzug seines Wesens. So erreichte unter der lebhaftesten Theilnahme aller Bevölkerungsklassen der Residenz der Cyklus am Sonntag sein Ende, und der „Kladderadatsch“ konnte mit Recht in einem schwungvollen Gedichte den vollständigen „Sieg“ der Wagnersache feiern.

Die vielverspottete Musik der Zukunft ist die Musik der Gegenwart geworden. Es ist demnach zu erwarten, daß ein so energischer, durch keine Hindernisse abzuschreckender Geist wie Richard Wagner auf seinem Wege fortfahren und versuchen wird, sein Kunstideal ganz zu verwirklichen. Das musikalische Drama ist ihm das höchste zu erreichende Kunstwerk, und alle übrigen Künste, Malerei, Sculptur, Architektur sollen, wenn wir seine Theorien recht verstanden haben, nur dazu dienen, jenes Kunstwerk zur Erscheinung zu bringen. Wie im Mittelalter also alle wissenschaftlichen Disciplinen die Dienerinnen der Religion sein sollten, so soll die Architektur in erster Linie nur dazu da sein, um für Wagner'sche Musikdramen Opernhäuser oder vielmehr „Bühnenfestspielhäuser“ zu bauen, und die Sculptur und die Malerei sollen diese Tempel verzieren. Hoffentlich wird

es der erstern auch unbenommen bleiben, Standbilder und Büsten Wagners, der letztern, Porträts des Meisters anzufertigen. Es wäre undankbar, wenn Lenbach und Hubert Herkomer, diese Wagnermaler par excellence, keinen Platz in dieser Künstlerrepublik der Zukunft fänden. Fraglich dagegen dürfte es sein, ob Gustav Richter als der Schwiegersohn Meyerbeers zur Anfertigung von Coulissen zugelassen werden wird. Vielleicht wird man sich noch besinnen und Gnade für Recht ergehen lassen.



Zur landwirthschaftlichen Zollfrage.



elbst unter Nichtinteressenten läßt die Frage nach den Wirkungen der landwirthschaftlichen Zölle noch immer die widersprechendsten Ansichten laut werden. Eins ist jedem klar: Den Zoll einer bloß durchgehenden Waare trägt der Kaufmann, wenn sein Geschäftsgewinn es gestattet und der Transit sonst andre Wege einschlagen würde, andernfalls stets das Ausland, niemals aber der inländische Consument. Gegenstand der eifrigsten Discussion ist aber bisher die Frage geblieben, ob und unter welchen Umständen beim Importhandel der Zoll vom Inlande oder vom Auslande, von den Producenten oder von den Consumenten, von dem Importeur oder sonst jemand getragen wird. Da hören wir, wie die eine Partei gern als ein Postulat der Logik hinstellen möchte, was die andre als „graue Theorie“ bezeichnet, bis die Streitenden sich schließlich unter der bekannten Devise „Zahlen lügen nicht“ mit einer solchen Fülle statistischen Beweismaterials überschütten, daß dem Zuhörer davon Hören und Sehen vergeht. Dabei kommt der Streit in der Regel darauf hinaus, daß die Parteien sich nicht klar machen, inwiefern ihre aus besondern Verhältnissen ganz richtig abgeleiteten Resultate Anspruch auf allgemeine Gültigkeit haben. Muß aber zugegeben werden, daß der einzelne Fall bald dem einen, bald dem andern Recht zu geben scheint, so wird der Leser vielleicht gerne mit uns den Versuch machen, in Kürze die Grundsätze zusammenzufassen, von welchen diese scheinbar so widerspruchsvolle Mannichfaltigkeit der realen Erscheinungen beherrscht wird.

Denken wir uns mit dem bekannten mecklenburgischen Land- und Volkswirth Johann Heinrich v. Thünen (Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie, 1850) einen vollständig isolirten Staat, bestehend aus eine Ebne von überall gleichem Boden und Klima und einer einzigen, im Mittelpunkt derselben gelegnen Stadt als dem Vereinigungspunkte sämmtlicher Grenzboten II. 1881.